

Christentum in den USA

MICHAEL HOCHGESCHWENDER: **Amerikanische Religion. Evangelikalismus, Pfingstlertum und Fundamentalismus.** Verlag der Weltreligionen, Suhrkamp, Frankfurt/M. 2007, 316 Seiten, 19,80 EUR.

Noch immer wird Suhrkamp als feine Adresse im Verlagswesen gehandelt. Dort wurden im Herbst 2007 sogar einige Neubauten in den geistigen Raum gesetzt. Das größte Projekt ist der Verlag der Weltreligionen, welcher als Editionsreihe aktuelle wissenschaftliche Forschungsprojekte zu theologischen und religionswissenschaftlichen Themen publiziert. Einer der ersten Bände in dieser Reihe wurde vom Münchner Amerikanisten und Anthropologen Michael Hochgeschwender verfasst. Darin behandelt er »Amerikanische Religion. Evangelikalismus, Pfingstlertum und Fundamentalismus«. Der allzu umfassende Obertitel definiert den Essay (wie Hochgeschwender sein Werk kategorisiert) allerdings nur schlecht. Tatsächlich versucht sich der Autor an einer kleinen soziologischen Geschichte christlicher Religionen in den Vereinigten Staaten, ohne politische und kulturelle Wirkungen zu vernachlässigen. Der Leser wird dabei im gehobenen wissenschaftlichen Plauderton von den Puritanern zur Pfingstbewegung geführt, von den Pilgrim Fathers bis zur Black Church. Ein gar nicht anspruchloser Pfad also durch die christlich inspirierte Geistesgeschichte der Vereinigten Staaten, der sicherlich für Leser leichter zu verfolgen ist, die bereits über ein historisches Grundwissen verfügen. Für diese allerdings bieten sich interessante Perspektiven, die nicht selten in ihrer bewussten Widersprüchlichkeit zum inneren kritischen Diskurs herausfordern. So behauptet Hochgeschwender, viele Evangelikale seien »oft geradezu erschreckend arm an theologischen Fachkenntnissen«. Einerseits möchte man dieser Aussage gerne zustimmen. Wir kennen sie doch gut genug, die eifernden, bigotten, eindimensionalen Prediger, die uns bisweilen sogar in Deutschland begegnen. Andererseits stellt sich beispielsweise die Frage,

ob die theologischen Fachkenntnisse vieler evangelischer Pfarrer in Deutschland wirklich besser sind, die eine Christengemeinschaft, im Einklang mit ihren Landeskirchen, noch immer recht simpel als Sekte definieren? Ebenso schreibt der Autor wenig über das tatsächliche, auch geistige Leben an christlichen Universitäten und Colleges in den USA; fast nichts über Diskussionen, über ideologische Grabenkämpfe, die dort auf teilweise hohem Niveau hinter verschlossenen Türen geführt werden, häufig um Gemeindemitglieder nicht zu verstören, die in einem immer komplexer werdenden Leben einfache Vorbilder und Orientierungen suchen. So vermögen sich Hochgeschwenders Sätze auch nicht immer vom Material zu lösen: Was mit Geist und Blut erfüllt werden sollte, bleibt am Ende doch Papier. Diese Blässe ist freilich die einzige Schwäche eines Werkes, das man seines komfortablen Formates ungeachtet nicht als »Büchelchen« betrachten sollte, sondern durchaus zur geistigen Auseinandersetzung mit dem christlichen Nordamerika nutzen kann.

Matthias Fechner

Der unbestechliche Blick

GEORG BRANDES: **Der Wahrheitshass. Über Deutschland und Europa 1880-1925.** Hrsg. von Hanns Grössel, Berenberg Verlag, Berlin 2007, 182 Seiten, 21,50 EUR.

Der kritische Blick des dänischen Publizisten Georg Brandes (1842-1927), vor 130 Jahren auf Deutschlands Hauptstadt gerichtet, sah eine Stadt, die wir heute kaum wiedererkennen. Und doch – es ist Berlin. Es *war* Berlin, als die beiden großen Kriege des 20. Jahrhunderts noch nicht stattgefunden hatten.

Brandes lebte ab 1877 mehrere Jahre hier. Seine Vorlesungen über die »Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts« hatten ihm in Kopenhagen nicht die erhoffte Professur für Ästhetik eingebracht.

Das Titelblatt des Buches zeigt ihn in nachdenklicher Pose, den Kopf in die Hand gestützt. Sein Gesicht liegt halb im Schatten, halb im klaren Licht. Er scheint die Licht- und Schatten-

seiten Berlins, Deutschlands und Europas zu überdenken.

Brandes war schneidend klug. Obwohl jüdischer Abkunft, hatte er keinen religiösen Hintergrund, sondern fühlte sich als Däne. Für Juden setzte er sich ein, wenn sie ungerecht behandelt wurden, nicht weil sie Juden waren. So bemühte er sich ebenso, das Gewissen der Welt für die christlichen Armenier wachzurütteln. Oft stieß Brandes auf Unverständnis, oft saß er zwischen zwei Stühlen, und beide Seiten drohten auf ihn ein. Er nahm dies als Beweis, dass er ein freier Mensch war, den keinerlei religiöse und parteiische Rücksichten nötigten. In seinem Kampf gegen den »Wahrheitshass« verlor er fast alle seine Freunde.

Dass man dieses mutigen Mannes noch heute gedenkt, dass sein Name mit Dänemark verbunden ist wie höchstens noch der von Hans Christian Andersen, dass vor einigen Jahren in Dänemark eine fünfteilige Biographie von Jørgen Knudsen erschien, welcher sich der Herausgeber des vorliegenden Buches stark verpflichtet fühlt, das alles sind Zeichen von Brandes' unvergänglicher Bedeutung.

Da nicht jeder die Möglichkeit hat, seine Werke wie *Berlin als deutsche Reichshauptstadt, Erinnerungen aus den Jahren 1877-1883*, die verstreuten anderen sowie alle edierten Briefwechsel selbst zu lesen, greift man dankbar auf diese Auswahl zurück, die sich zudem mit auch heute noch interessierenden Themen befasst.

Der Herausgeber Hanns Grössel hat das Buch in drei große Kapitel gegliedert, von denen sich das erste mit Berlin-Eindrücken beschäftigt. Anstatt eines allgemeinen Vorwortes leitet er jedes Unterkapitel mit einigen Absätzen ein.

Brandes' Leiden an mittelmäßigem Klavierspiel in den Mietshäusern Berlins ist noch immer nachfühlbar. »Nein! Nun spielen sie über mir, unter mir und neben mir auf einmal; die paar Gedanken, die mir noch blieben, ergreifen die Flucht.«

Anhand eines Mordfalles denkt Brandes über den Wert des Menschenlebens unter der »Kastentrennung« im damaligen Berlin nach. Das Geld spalte die Gesellschaft. Die deutschen Philosophen seien – mit Ausnahme Schopen-

hauers – fast alle Beamte oder Professoren gewesen und damit weder unabhängig noch den englischen und französischen Philosophen vergleichbar. Hier scheint ein ironischer Abstand beabsichtigt.

Er schreibt über die Bewegung gegen die Juden als Zeichen für die soziale und politische Reaktion in Deutschland. Ihre Hauptvertreter waren Hofrat Stöcker und Treitschke. Der Antisemitismus mache viele erst zu Juden, die bereits assimiliert seien.

Der deutsche Militarismus konserviere »alt-nordische Anschauungsweisen«. Die Offiziere gehörten zum privilegiertesten Teil der Gesellschaft. Brandes hatte ein feines politisches Gespür; er ahnte bereits 1881, dass ein Weltkrieg unvermeidlich werden würde. »Doch es ziemt sich nicht, Prophet zu spielen«, sagte er.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit dem Dänentum in Südjylland. Brandes stellt die damaligen Probleme der Dänisch sprechenden Bevölkerung in Nordschleswig dar. Er weist darauf hin, wie das kleine Dänemark mit seinem unabhängigen geistigen Leben auch das größere und militärisch stärkere Deutschland beeinflusste. Brandes vermittelte zwischen der skandinavischen und deutschen Literatur und propagierte als erster den Denker Nietzsche im Norden.

Ein anderes Thema ist die »Hunnenrede« von Kaiser Wilhelm II. gegen China im Jahre 1900, die mit dem Begriff vom Christentum nicht in Einklang zu bringen war. Außerdem erfährt der Leser viel Politisches über die französische Kammer; besonders Jauré und Clemenceau. Und dann »Armenien und Europa«, ein flamend engagierter Vortrag von 1903, den er auf Bitten armenischer Studenten in der Berliner Philharmonie hielt. Er führt aus, was er unter »Wahrheitshass« versteht: Dieser trete als Pietät, Rücksicht und Takt auf, als Vaterlandsliebe oder Schonung des Glaubens anderer. Religionen und Parteien hätten der Wahrheitsliebe ein Zaumzeug angelegt.

Interessant ist auch seine Einstellung zum Zionismus, die er in einem Briefwechsel mit Theodor Herzl über dessen *Judenstaat* erörterte. Brandes wandte sich gegen einen jüdischen

Nationalstaat, denn er meinte, damit würde man sich zugunsten einer »nationalistischen Romantik« über 2000 Jahre Geschichte einfach hinwegsetzen. Bereits 1905 sah er klar, dass die Juden in Palästina massive Anfeindungen von Seiten der muslimischen Nachbarn zu erwarten hätten.

Im dritten Kapitel setzt sich Brandes mit der »deutschen Vaterländerei« von 1913 auseinander. Als er 1915 über Judenpogrome in Russisch-Polen schreibt, ist der Erste Weltkrieg in vollem Gange. Aus dem gleichen Jahr datiert der offene Brief an Georges Clemenceau über Dänemarks Verhältnis zu Deutschland. In *Ein Appell* vom Mai 1916 analysiert er die tieferen Ursachen des Krieges. Er beklagt vor allem den Verlust großer Persönlichkeiten für die Zukunft des Menschengeschlechtes. Die letzten Abschnitte befassen sich mit der politischen Situation am Ende des Krieges. Insbesondere das Kapitel »Europa jetzt« von 1925 bringt seine tiefe Resignation zum Ausdruck.

Den Abschluss bildet ein von Brandes selbst verfasster Lebenslauf, den er 1910 bei seiner Aufnahme in den Danebrogorden einreichen musste. Darin beschreibt er seinen geistigen Werdegang und bekräftigt sein Anliegen: »... ich habe mich als einen Mann des Wortes ... betrachtet und ... versucht, den Ansprüchen entgegenzukommen, die ich selber an einen solchen stelle, indem ich, was ich an Fähigkeiten hatte, in den Dienst derer gestellt habe, die Unrecht erleiden und unterdrückt werden ...«. Das Nachwort des Herausgebers geht auf wichtige, bis dahin nicht erwähnte Namen und Tatsachen ein.

Der Stil von Georg Brandes wirkt auch heute noch frisch und lebendig. Man merkt nicht, dass Deutsch für ihn eine Fremdsprache war. Auffällig ist, dass Zitate nicht vom Fließtext abgesetzt sind; wer nur flüchtig hinsieht, könnte auf den Gedanken kommen, dass Brandes' eigene Meinung zitiert sei.

Das verdienstvolle Buch enthält eine gute Darstellung von Brandes' Aktivitäten über 45 Jahre hinweg. Es ist unbedingt empfehlenswert für alle, die sich ein reales Bild der politischen Entwicklung von Deutschland und Europa verschaffen wollen.

Maja Rehbein

Edward de Veres Dichtung

EDWARD DE VERE: **The Poems of Edward de Vere. Edward de Veres Gedichte.** Zweisprachige Ausgabe, Deutsch von Kurt Kreiler, Verlag Uwe Laugwitz, Buchholz in der Nordheide 2005, 104 Seiten, 15 EUR.

EDWARD DE VERE: **Fortunatus im Unglück. Die Aventure des Master F. I.** Aus dem Englischen von Chris Hirte, Nachdichtungen und Nachwort von Kurt Kreiler, Insel Verlag, Frankfurt/M. 2006, 257 Seiten, 19,80 EUR.

Edward de Vere – ein Dichter? Zwei Bücher, die im Abstand von nur einem Jahr in Deutschland erschienen, regen an, etwas mehr über diese bedeutende Gestalt der Renaissance-Literatur zu erfahren. Dabei lohnt es sich, zunächst etwas weiter auszuholen:

In Venedig erschienen 1542 das Buch *De Consolatione* von Girolamo Cardano. Es wurde von Thomas Bedingfield ins Englische übersetzt und erschien 1573 als *Cardanos Comfort*. Das Buch kann auch heute noch von Interesse sein. Man findet darin z. B. folgende (gekürzte) Passagen:

Hunger, Durst, Leid, Mühsal, Trauer, Angst und ... den ganzen Berg von Übeln zu entbehren, wenn die Seele vom Körper getrennt wird ...

Was ähnelt dem Tod mehr als der Schlaf...

Nicht nur zu schlafen, aber auch zu sterben ... was das End des Lebens ... ankündigt.

Wenn ein Mann träumt, dass er in ferne Länder reist ... und dass er ohne Hoffnung auf Rückkehr durch unbekannte Länder reist ...

Der Tod nimmt mehr Übel fort, als er bringt und jene mit größerer Gewissheit. Nur ein feiges und verderbtes Gewissen ist Ursache seines (des Menschen) Unglück ...

Die große Ähnlichkeit der Gedankenführung mit dem berühmten Hamlet-Monolog darf durchaus überraschen.

Herausgeber des englischen *Cardanus Comfort* war Edward de Vere, der 17. Graf von Oxford. Er schrieb das Vorwort und stellte sein Gedicht *The Earl of Oxford to the Reader* an den Anfang:

*The labouring man that tills the fertile soil,
And reaps the harvest fruit, hath not indeed
The gain, but pain, but if for all his toil
He gets the straw; the lord will have the seed.*

Im Weiteren beschreibt das Gedicht, dass es anderen Berufen ähnlich ergeht wie dem Landarbeiter, und es endet mit dem Los des Dichters: Er wird wenig für sein Buch erhalten, den Gewinn hat der Leser.

Es ist dies das vielleicht bekannteste Gedicht von Edward de Vere, und es eröffnet die hier angezeigte Sammlung von 24 Gedichten.

De Veres Gedichte waren lange fast unbekannt bzw. verkannt, oder das Urteil fiel abschätzig aus, als sie bekannt gemacht wurden. Jean Paris schrieb von »höchst mittelmäßigem Verse schmieden« und Harold Bloom urteilte »some commonplace lyrics, not worthy reading«. Davon, dass dies schlimme Fehlurteile sind, kann sich jeder durch diesen kleinen Band überzeugen. Es ist dem Herausgeber und dem Übersetzer zu danken, dass dieser Schatz englischer Lyrik aus dem 16. Jahrhundert für deutsche Leser in einer zweisprachigen Ausgabe und bibliophiler Ausstattung vorliegt.

Was zeichnet die Gedichte aus? Kurt Kreiler beschreibt es so:

»Ihre Wortmusik resultiert aus inneren melodischen Bögen. Sie wirken schwerelos und leicht. Man könnte sagen, diesen Gedichten eignet etwas Goetheanisches. Sie sind fragil und expressiv, oft radikal in ihrer Subjektivität, kühn in ihrem Bilder- und Wortreichtum – zugleich bestechend in der Kunst der Verknappung.«

Wer Zugang zur Originalsprache hat, wird über die Ähnlichkeit mit Shakespeares Dichtung überrascht sein. Wie groß diese Ähnlichkeit ist, davon hätten sich auf ganz anderem Wege auch J. Paris und H. Bloom überzeugen können:

Schon 1937 hatte Louis P. Benezet, Professor am Dartmouth College, ein »Kunstgedicht« erstellt, das als »Benezet-Test« bekannt ist. Das »Gedicht« enthält 71 Zeilen und ist zu etwa gleichen Anteilen aus den Werken des frühen Shakespeare und den Dichtungen Edward de Veres zusammengesetzt. Die Zusammenstel-

lung zeigt, dass es unmöglich ist, allein aus der inneren sprachlichen Qualität und Charakteristik und ohne äußere Hilfen zu entscheiden, von welchem Dichter welche Abschnitte stammen. Benezet lieferte damit keinen Beweis in der Autorschaftsfrage, aber er zeigte, dass die Dichtung von Edward de Vere von gleicher Qualität wie die Shakespeares ist und von bemerkenswerter Ähnlichkeit. Kurt Kreiler meint, »Es ist die Ähnlichkeit mit sich selbst«.

Das jetzt zweisprachig vorliegende Buch bietet die Möglichkeit – auch ohne auf die »Autorschaftsfrage« zu blicken – englische Renaissance-Lyrik in ihrer schönsten Form zu entdecken. Die Übersetzungen von Kurt Kreiler sind hervorragend gelungen und stehen in sprachlicher Qualität und Schönheit nicht hinter Übersetzungen wie denen von Gottlob Regis oder Therese Robinson zurück.

The Adventures of Master F. I. erschienen 1576 anonym in London. Ein literarisches Unikum, das sich jeder üblichen Einordnung widersetzt. »Es ist Bericht, Kommentar und Fabel, eine dunkle Komödie in Prosa, eine verhüllte Groteske.« Es wird auch als erste englische Novelle bezeichnet, aber eine verwandte Erzähltechnik findet sich erst im 18. und 19. Jahrhundert. »Eine Geschichte der Zwischen- und Untertöne, die durch ihre Doppelbödigkeit verwirrt, erstaunt und erheitert. Nichts ist, was es scheint, nichts scheint, was es ist.« So ist das Werk in verschiedener Hinsicht fast erschreckend modern.

Kurt Kreiler gelingt es in einem umfangreichen Nachwort nicht nur, die literarische Besonderheit dieses Fundes aufzuzeigen, sondern an Hand einer Indizienkette kann er auch Edward de Vere, den 17. Grafen von Oxford, als Autor nachweisen. Durch die zahlreichen darin enthaltenen Gedichte stellt sich der Bezug zu Edward de Veres Lyrik her, so dass sich beide Bücher sehr gut ergänzen.

In der Charakterisierung der Erzählform macht Kreiler den Leser auf eine wichtige Beobachtung aufmerksam: Der Erzähler nimmt keinen Ortswechsel vor und lässt die handelnden Personen wie auf einer Bühne auftreten. Im Spiel der Verwandlungen, Brechungen und Spiege-

lungen erkennt man den »Anonymus« als Dramatiker, in der dramaturgischen Raffinesse und dem psychologischen Scharfblick auch als Dramatiker der Prosa.

Wenn Kurt Kreiler am Ende seiner Ausführungen auf die nahe liegende Identität von Edward de Vere mit dem Autor von Shakespeares Werk hinweist, so stützt er dies aber keineswegs auf dieses bemerkenswerte stilistische Merkmal, sondern er zeigt in den Anmerkungen die zahlreichen Bezüge auf, die zu Shakespeares Werken vorhanden sind.

Für den Leser steht im Zentrum, dass hier der glückliche Fund einer Novelle aus Shakespeares Zeit zum ersten Mal ins Deutsche gebracht wird. Die Autorschaftsfrage wird nur am Rande und gleichsam distanziert unterkühlt berührt. Dass dies aber überhaupt geschieht, ist bemerkenswert. Dass der Verlag sogar in der Buchankündigung diese Frage berührt und bereit ist, den Namen des wahren Autors nicht zu verschweigen, soll nicht unerwähnt bleiben. Heißt es doch, dass er die zu erwartende Ablehnung aus der Welt berufener Fachleute nicht fürchtet. Aber wer, wenn nicht Insel / Suhrkamp, wäre in der Lage, das auszuhalten?

Hanno Wember

Von Alter und Jugend

MARTIN WALSER: **Ein liebender Mann**. Rowohlt Verlag, Reinbek b. Hamburg 2008. 287 Seiten, 19,90 EUR.

SIEGFRIED LENZ: **Schweigeminute**. Hoffmann u. Campe, Hamburg 2008, 128 S., 15,95 EUR.

»Ach Ulrike«, wird in dem einen Roman gesetzt. Ja, es heißt sogar: »Er würde von jetzt anstatt Ach ja nur noch Ach Ulrike sagen«. Das kann man banal finden oder peinlich; noch peinlicher die Absätze, in denen es um »das Teil« geht, auch am Ende wird davon geredet – aber als Versuch, sich in die Verliebtheit eines alten Mannes in ein blutjunges Mädchen einzusetzen, ist es doch auch wahrhaftig und treffsicher. Martin Walser hat in seinem

neuesten Roman auf historischer Folie den Versuch unternommen. *Ein liebender Mann* erzählt von der eingebildeten oder tatsächlichen Liebe des 73-jährigen Goethe – Witwer nach Christianes Tod (1816) und so berühmt, dass der Diener Stadelmann von ihm Haare verkauft – zu der 19-jährigen Ulrike Levetzow. Sie fand ihren Höhepunkt in Marienbad im Sommer 1823 und führte bekanntlich zur *Marienbader Elegie*. Goethe hatte sogar einen Heiratsantrag gemacht, ohne zu wissen, dass Mutter und Töchter Levetzow gerade abreisen wollten, wodurch sie sich der Antwort entziehen (können). Martin Walser schreibt den Roman in drei Teilen, in wechselnden Formen und ohne direkte Rede: Der erste Teil erzählt erinnernd von der Zeit in Marienbad. Im zweiten Teil wird Goethes Leiden nach der Rückkehr in Weimar geschildert (seine Schwiegertochter Otilie überschüttet ihn mit Vorwürfen und bewacht ihn eifersüchtig): die *Elegie* entsteht. Der dritte Teil ist eine Art Briefroman. Goethe findet Wege, seiner jungen Freundin unter Umgehung der Mutter Briefe zukommen zu lassen und schickt ihr auch die *Elegie* (eine Gelegenheit, sie in dem Buch wiederzugeben).

Dieser Verarbeitungsprozess durch das Schreiben kommt, von innen gegriffen, gut zum Ausdruck, allerdings misslingt seine therapeutische Wirkung zunächst: »Und jetzt, Ulrike, komme ich zurück, jetzt mache ich ein Geständnis: Was habe ich nicht alles in die Welt gesetzt über die Gründe des Schreibens. Ganze Schulen suchen ihr Heil in meinen Geständnissen, die besagen, dass man schreibend mit allem fertig wird, was einen, schriebe man nicht, umbringen könnte ... Zum ersten Mal hilft es nicht, geschrieben zu haben. Nur Schreiben hilft. Aber was wäre ich ohne die Elegie! ...« (S. 198).

Walser schreibt das, nein Goethe, in einem Brief an Ulrike. Das ist zugleich ein Beispiel für ein Wesensmerkmal des Romans: die ständigen Mehrfach-Spiegelungen oder -Brechungen.

Zwei weitere Beispiele seien, verkürzt, genannt: Goethe erinnert sich daran, wie er nach einem kleinen Konzert, weil es von ihm erwartet wird, eine Rede hält und dabei Ulrike von Levetzow als »beispielhafte ZuhörerIn« schildert, nach-

dem er sie während des Konzertes liebevoll beobachtet hat (S. 150). Goethe wird als Leser eines Briefes dargestellt, den er von Ulrike bekommen hat, in dem sie (außer einigen unangenehmen Nachrichten) sich begeistert zu der Elegie äußert. Die Empfindungen des Empfängers bekommen wir gleich mitgeteilt (S. 226). Stückchenweise entsteht vorgeblich die Erzählung »Ein liebender Mann«; die Personen des Romans und »Goethe« selber beziehen sich immer wieder auf Goethes tatsächlich vorhandene Erzählung »Der Mann von fünfzig Jahren« (einem Teil in Wilhelm Meisters Wanderjahre). Bisher war ich, wie ich gestehen muss, kein Walser-Liebhaber – aber dieses Buch ist einfach herausragend gut geschrieben. Ohne zu subjektiv zu wirken, kommt die Gestalt des alten Mannes lebendig zum Ausdruck: sein Pendeln zwischen Selbstverliebtheit und -zweifeln, Eitelkeit und Vermessenheit, Überheblichkeit und Zerknirschung bis hin zur Larmoyanz, Weisheit und naivem Angerührtsein eines ganz jungen Menschen. Die Lektüre empfiehlt sich sehr, auch wenn man Gefahr läuft, nicht jede Wahrheit sehen zu wollen.

Ganz anders und doch vergleichbar das schmale Buch von Siegfried Lenz, Novelle genannt (es einfach Erzählung zu nennen, wäre wohl angemessener). Ein stilles, schlichtes Buch, das kaum öffentliches Aufsehen verträgt. Eine Englischlehrerin, Stella Petersen, ist tödlich verunglückt. Ihrer soll in einer Schulfeier gedacht werden, in einem kleinen Ort an der Ostsee. Ihr Schüler Christian, Klassensprecher, wird gebeten, eine Rede zu halten, aber er wird es nicht tun; zu eng war die persönliche Verbindung, denn die beiden hatte eine zarte heimliche Liebe verbunden. Von all dem wird in einer lakonischen Sprache aus der erinnernden Sicht des jungen Mannes erzählt, der immer wieder einmal in die direkte Ansprache an »seine« Stella verfällt, vom inneren Monolog in den scheinbaren Dialog wechselt und auch zwischen den Zeitebenen springt, wie es einem eben so in einem subjektiven Erinnerungsstrom gehen kann. Lenzens Einfühlungsvermögen, verbunden mit feinem Humor, die norddeutsche Atmosphäre, die im-

mer mitschwingt, machen dieses Buch zu einer der schönsten Liebesgeschichten überhaupt. Zwei große deutschsprachige Gegenwartsauctoren haben in hohem Alter (beide sind über achtzig) neue Werke vorgelegt. Es ist reizvoll, beide zu vergleichen (hier nur andeutungsweise). Der eine, Walser, gestaltet eine Hauptfigur, die dem eigenen Alter nahe ist, in die er vielleicht persönliche Erfahrungen im Umgang mit dem Alter einfließen lassen kann (dazu noch versteckt hinter einer historischen Persönlichkeit). Der andere, Lenz, lässt einen sehr jungen Menschen erzählen (ein alter Mann kommt bei Lenz übrigens auch vor: »der Bordfunke«, Stellas Vater). Aber beide gestalten das Thema des Altersunterschiedes, nur vom jeweils anderen Ende gesehen. Beide Hauptpersonen versuchen auf unterschiedlichste Weise etwas zu verarbeiten. Beide sprechen uns im ganzen Buch selber an. Ihr Sprachstil könnte kaum unterschiedlicher sein.

Helge Mücke

Novalis

MANFRED KRÜGER: **Novalis**. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2008, 96 Seiten, 11,90 EUR.

Mit diesem Essay legt Manfred Krüger die Summe eines viele Jahrzehnte währenden Lebens mit dem Dichterphilosophen Novalis (Friedrich von Hardenberg) in skizzenhafter Form vor. Im ersten Teil begleitet Krüger Novalis streiflichtartig durch wichtige Stationen seiner Biographie, und zwar anhand von Freundschaften und Persönlichkeiten, die den Dichter inspirierten: Fichte, Schelling, Lessing, Schiller und Goethe uva. Anhand dieser Begegnungen wird Novalis' überwältigende Begabung zu geistiger Empfänglichkeit deutlich. Er brauchte den Austausch und die Verehrung großer Geister, um seine Produktivität in Gang zu bringen. Die Inspiratoren werden nicht nur studiert, nicht nur unzählige Briefe gehen hin und her – der Dialog mit ihnen ist der Motor seines poetisch-symbolischen Werkes.

Das Märchen von Hyazinth und Rosenblütchen

ist in der Mitte des Buches ganz abgedruckt. Der Leser hat so Gelegenheit, selbst einzutauchen in die einzigartige Reinheit der Bilderwelt und Sprache von Novalis. Was zunächst etwas unvermittelt erscheint, erschließt sich bei weiterem Lesen nach und nach im zweiten Teil, ohne dass Krüger eine fest umrissene Interpretation liefern würde. Dort gelingt es Krüger auch, einige originelle Verwebungen mit mystischen und biblischen Motiven aufzuspüren, die dem staunenden Leser Einblicke in den christlichen Erkenntnisweg gewähren, den der junge Dichter mit einer unfassbaren Reife ging.

Nicht ganz deutlich ist mir geworden, für welche Leser das Buch gedacht ist. Es ist einerseits sehr voraussetzungsvoll, was die philosophischen und biographischen Hintergründe des deutschen Idealismus anbelangt und eignet sich daher wenig als Einführung – obwohl gerade die Kürze und Überblickartigkeit das suggerieren könnten. Der Kenner mit anthroposophischem Hintergrund wird dagegen auf sehr viel Bekanntes stoßen.

Beim Durchblättern fällt das Literaturverzeichnis ins Auge: eine feine, kenntnisreiche Auswahl, die persönliche Schwerpunkte setzt, und – ein Glück für den Leser – keine Vollständigkeit anstrebt

Vielleicht liegt der Reiz des Büchleins gerade in der individuellen Prägung Krügers, der die spirituelle Tiefe, die eigenständige Christlichkeit und Genialität des Dichters mit spürbarer Verehrung darstellt und einige unbekannte Schichten seines Seelenlebens und geistigen Strebens freilegt.

Lydia Fechner

Kostbarkeiten

RUTH DUBACH: **Todes-Weihe**. Gedichte. Ogham Verlag, Dornach 2007, 86 Seiten, 9 EUR.

Das vorliegende Büchlein vereinigt eine Gedichtsammlung zu dem Motiv des Todes, wie die Verfasserin zu Beginn schreibt: »Es gliedert sich in vier Teile, die ein Weg zum Geheimnis des Kreuzes, zum Tor des Todes werden können« (S. 5). Die meist knappen Gedichte sind in einem Zeitraum von über 40 Jahren entstanden

und zeigen allesamt ein starkes Bewusstsein für die künstlerische Form, teils gereimt, teils ungereimt, immer aber, bis in die grafische Gestalt, rhythmisch und lautlich geprägt. In der Einführung heißt es: »Einige Motive wiederholen sich, es gibt gewisse Worte und bestimmte Reime, die öfters auftauchen. Sie können aber, je nach den Seelen, zu denen sie sprechen, in verschiedenartiger Tönung, als Variationen, erlebt werden« (S.7). Man spürt durch alle Gedichte das persönliche Erlebnis der Dichterin, die unmittelbaren Erfahrungen an der Schwelle, an der die Verstorbenen sich den Lebenden erfahrbar machen. Zum einen betreffen die Gedichte unmittelbare Erlebnisse mit bestimmten, auch namentlich genannten Verstorbenen. Zum anderen vermitteln sie die Stimmung, die der hellfühlende Zeitgenosse diesem Bereich gegenüber entwickelt, in der Natur, am Friedhof, am Meer oder an einer Weihehandlung. Andere Gedichte wie »Winkelried« oder »Merab Kostowa und Sviad Gamsachurdia« sind Beispiele eines Opfertodes oder fremden Leides. Immer spricht aus den Gedichten die Gegenseitigkeit der Beziehungen zwischen Lebenden und Toten im Wahrnehmen, im Erleben, im gegenseitigen Helfen und in der geistig-seelischen Vereinigung. Durch alle hindurch wirkt aus dem Untergrund das tiefe Erlebnis des Wortes: In Christo morimur.

Besonders eindrücklich sind die Gedichte, die über ein starkes Naturerleben die Seele für das jenseitige Reich der Verstorbenen öffnen; namentlich das Erlebnis der Berglandschaft, zu der die Verfasserin eine besondere Beziehung zu haben scheint. Modern sind die Gedichte, weil sie durch und durch authentisch sind, auch wenn sie an traditionelle äußere Erscheinungen wie das Kreuz, eine Prozession im Lötschental, Agnetas Totenfeier, Allerseelen usw. anknüpfen. Auch die Form der Gedichte bewegt sich zwischen ganz traditionellen Versen im klassischen Reimschema, ungereimten, freieren Formen und durch den persönlichen Gestaltungswillen geprägte Ausdrucksformen. Ein Beispiel für das letzte ist das abschließende Gedicht, ein religiöses Thema, runenhaft verkürzt.

Ein durchgängiges Element ist auch die fein-

sinnige Beziehung zu Lautklängen. Es ist die Frucht eines lebenslangen Dienstes für das künstlerisch gesprochene Wort. Ein besonders schönes Beispiel dafür ist das Gedicht »Wenn der Regen verklingt ...« Hören wir die folgende Zeile: »perlend, plätschernd, plaudernd Ruhe-Raunen«.

Alles in Allem eine Sammlung von Kostbarkeiten, die als Frucht reicher Erfahrungen den Leser in den Grenzbereich zwischen Tag und Nacht, zwischen Leben und Tod, zwischen Erde und Himmel führen.

Sein,
da sein,
reines Sein,
Sein Jünger sein.

Gerufen,
von Stuf' zu Stufen,
durch Schmerz und Wehe,
in Seine Nähe ...

Gehn,
vergehn,
den Tod verstehn,
in Christi Herzen auferstehn.

Heinz Zimmermann

Bittersüße Liebesgeschichte

XIAOLU GUO: **Kleines Wörterbuch für Liebende.** Roman, aus dem Englischen übersetzt von Anne Rademacher. Albrecht Knaus Verlag, München 2008, 351 Seiten, 19,95 EUR.

»Ich dich noch nicht treffen. Du in Zukunft«, so lautet einer der ersten Sätze in Xiaolu Guos Roman *Kleines Wörterbuch für Liebende*. – Eine junge Chinesin ist unterwegs nach England, mit einem Stipendium in der Tasche, um dort Englisch zu lernen. »Sorry of my english«, entschuldigt sie sich beim Leser. Am Ende des Buches – nach einem Jahr in England ist sie längst wieder in China – ist ihr Englisch (respektive die entsprechende deutsche Übersetzung) zwar noch nicht perfekt, aber deutlich besser. Sie erhält den wohl letzten Brief von

ihrer englischen Geliebten, der sich in die Einsamkeit von Wales zurückgezogen hat, dem Land seiner Träume, das sie auch gemeinsam bei anhaltendem Regen besucht haben. »In deine Worte liegen so viel Glück und Friede, und ich bewahre sie in meine Gedächtnis. Ich küsse den Brief und vergrabe mein Gesicht in diese Papier ... Ich versuche, das ferne Tal zu riechen, und stelle mir dich auf deine Feld vor. Hinter dir der Berg. Das Geräusch der See, die kommt und geht. Du malst mir ein so wunderschönes Bild. Es ist das schönste Geschenk, das du mir jemals gemacht hast.«

Über ihm, der, als sie sich im Fassbinder-Film »Angst essen Seele auf« begegnen, doppelt so alt ist wie sie, liegt von Anfang an eine große Trauer. In dem dem Buch vorangestellten »idealtypischen« Dialog über die Frage »Was denkst Du gerade?« (»Normalerweise sagt der Mann etwas, und die Frau stellt es in Frage.«), heißt es: »ER: »Aber in meinem Leben gibt es überhaupt kein Glück.« SIE: »Und was kommt dann dem Glück am nächsten?« ER: »... Das Meer.«

Der Roman handelt von Mann und Frau im Allgemeinen und der Begegnung zwischen einem Engländer und einer Chinesin im Besonderen. Aus ihrer Sicht geschrieben, ist er wie ein Vokabelbuch aufgebaut – denn sie lernt ja Englisch, und für sie als Chinesin ist damit nicht nur ein Übersetzungsproblem, sondern auch der Versuch des Verstehens einer ganz fremden Welt verbunden. Sie kämpft nicht nur mit den sich ständig verändernden Verben. Was meint z.B. »Privatsphäre«, »Migräne« oder »Humor«. Hier stoßen immer wieder zwei Welten aufeinander – und sie kämpft mit der »Angst, ein anderer Mensch geworden zu sein, ein Mensch, der ständig reflektiert, was er spricht und welche Worte er wählt. ... Ich bin so klein und winzig geworden, und die englische Kultur – wird immer überwältigender. Sie schluckt mich und vergewaltigt mich ...« So sinniert sie zwischendurch auf Chinesisch, was vom Lektor des Buches dankeswerter Weise übersetzt ist. »Warum müssen wir Sprachen studieren? Warum müssen wir uns dazu zwingen, uns mit anderen zu verständigen? Warum ist dieser Verständigungsprozess so mühsam und quälend?«

Diese Frage stellt sich der Mann nicht; er bleibt verstrickt in seinen Befindlichkeiten. Andererseits ist er es, der sie dazu bewegt – beinahe zwingt –, alleine durch Europa zu reisen. Denn ihr ist die Familie, jetzt die Zweisamkeit mit ihm, zunächst genug. In diesem Familienleben, wie sie es kennt und in dem sie aufgewachsen ist, gibt es keine »Privatsphäre«, in die man sich zurückzieht, aber auch nicht den Drang, über die Familie hinaus Weltinteresse zu entwickeln. (Immerhin ist sie für ein Jahr nach England gegangen ...) So wird die Auseinandersetzung zwischen Frau und Mann, Chinesin und Engländer zu einem gegenseitigen Erziehungsprozess.

Das klingt alles sehr schwer, bekommt aber durch die ganz subjektive Unmittelbarkeit der Protagonistin in der Wörtlichkeit eines Wörterbuches eine nahezu lakonische Leichtigkeit, die dem Leser zum Spiegel und Fenster zugleich wird. Tatsächlich eine »bittersüße Liebesgeschichte«, wie es im Verlagstext heißt. Das Du in der Gegenwart zu treffen und darin das Glück zu finden, ist eben kein einfaches Unterfangen.

Stephan Stockmar

»Ich bin eine andere«

INGER CHRISTENSEN: **Lys/Licht**. Gedichte. Dänisch/Deutsch; Aus dem Dänischen von Hanns Grössel, Kleinheinrich Verlag, Münster 2008, 107 Seiten, 18 EUR.

Als die dänische Dichterin Inger Christensen 1962 mit ihrem ersten Gedichtband *Lys/Licht* debütierte, war sie 27 Jahre alt. In diesem Frühjahr ist er erstmals in einer zweisprachigen Ausgabe bei Kleinheinrich in der kongenialen Übersetzung von Hanns Grössel erschienen.

Inger Christensen wurde 1935 an der dänischen Ostseeküste, in der jütländischen Kleinstadt Vejle geboren. Sie wusste früh, dass sie Schriftstellerin werden wollte, und studierte deshalb zunächst Pädagogik, weil sie glaubte, als Lehrerin genügend Zeit zum Schreiben zu haben. Ihrer naturwissenschaftlichen Neigung folgend, belegte sie einige Kurse an der medizinischen Fakultät, weil sie auch daran dachte, wie Albert

Schweitzer in die Entwicklungsländer zu gehen. Sie unterrichtete sieben Jahre lang, zuletzt an der Kunsthochschule in Holbæk.

Die Gedichte aus *Lys/Licht* bezeichnete sie in einem Gespräch mit Jan Kjaerstadt als »kleine, feine Universen«. Einige handeln von Liebe, von Licht und dessen dunkleren Seiten. Bei anderen experimentierte sie mit einzelnen Wörtern, die sie wie Punkte auf ein Blatt streute und dann ihren Zusammenhang selbst finden ließ. Sie entdeckte Wörter als Einzelgrößen und ihre unterschwellige Verbindung untereinander. Was anderen Mystik zu sein schien, war für sie nahezu greifbar.

Doch ein wichtiger Einschnitt war für Inger Christensen damals ihre Entdeckung der modernen Kunst. Sie konnte es nicht fassen, dass die Welt so aussah, denn die Stadt, in der sie aufgewachsen war, hatte nur wenige Gemälde. Auch die Schulbücher sahen anders aus. Als sie das erste Mal mit diesen Bildern in Berührung kam, war das für sie eine Offenbarung: Die Aufhebung der Zentralperspektive, die Auflösung des Naturalismus, die »Mikroskopierung des Universums« – das hatte eine starke Wirkung auf *Lys/Licht*. Besonders beschäftigte sie Paul Klee.

Einige Bilder inspirierten sie zu Gedichten. Das erste Gedicht aus *Lys/Licht*: »Stehe ich/ alleine im schnee/ wird klar/ dass ich eine uhr bin// wie sollte die ewigkeit sich/ sonst zurechtfinden«. – Ein Initiationsgedicht? Das Motto?

Es geht auf ein Chagall-Gemälde zurück, auf dem eine Großvateruhr im Schnee steht und in deren Zifferblatt ein Gesicht zu ahnen ist. Rings herum eine blaue russische Winternacht. – Die poetische Sprache ist unendlich.

Die Gedichte, wo sie mit einzelnen Wörtern experimentierte, haben ihren Zusammenhang gefunden. In dem Gedicht *Der springende Punkt*, das mit der Zeile endet: »Ich bin der springende Punkt«, kann das deutlich werden. Viele Deutsche lernten bereits in der Schule, keinen Satz mit dem Personalpronomen »Ich« zu beginnen. Bei Inger Christensen, die als Dänin mit den programmatischen Initialen I.CH. geboren wurde, ist das anders (Ich = jeg im Dänischen). Das Ich ist bei ihr immer ein offenes Ich und

wie in ihren Gedichten »eine Kombination von der Welt und mir selbst«. Wenn am Ende die Zeile steht »Ich bin der springende Punkt«, so ist dem eine Metamorphose vorangegangen: Es handelt von einer schmerzhaften Auseinandersetzung, die sich abspielt zwischen »Ich friere« und »die kochende Trauer«. Die letzte Strophe von *Der springende Punkt*:

So schneide schon durch
schlag die wörter zusammen
um unsagbarkeit
dass ich friere und fürchte
und dir dennoch
schmeichelei und ohr und augen leihe
mit untrüglichkeit zu sehen
Dies ist eine nähere küste
innerlich falsche verfälschung
wie wenn die kochende trauer
brauchbares strandgut ausspuckt
und tote ihr leben offenbaren:
ich bin der springende punkt

Während das Ich im Titel noch nicht vorhanden ist, zieht es sich in Verwandlungsspuren durch den Text: »ich dein augendiener [...] ich laure auf das was du schicksal nennst [...] Ich friere am strande ich bin eine andere«. Hier kommt das erste »ich bin«, als Entscheidung. Es hat sich hindurch gewunden durch das zeitliche, vorübergehende Frieren und Lauern und sich behauptet in: »ich bin eine andere«, die nicht mehr friert und lauert. Darin drückt sich das überzeitliche Ich aus, die ewige Entelechie. Das Ich ist nicht nur der springende Punkt, sondern das Verbindungsschaffende und Zusammenhangstiftende. In ihrem Essay *Die Seide, der Raum, die Sprache, das Herz* zitiert sie den chinesischen Dichter Lu Chi aus dem dritten Jahrhundert: »In einem einzigen Meter Seide findet sich der unendliche Weltraum«, wo das Kleinste mit dem Größten und das Größte mit dem Kleinsten zusammenhängt. Inger Christensen spricht von der »ungeteilten Ganzheit des Universums«, von dem der Mensch ein Teil ist. Die Welt, so sagt sie, hat ihre natürliche Verlängerung in der Sprache. Hier kommt sie zum Bewusstsein ihrer selbst. Wirklichkeit und

Sprache sind für sie nichts Getrenntes. »Eher tritt eine Art Schwellenzustand ein, in dem Sprache und Welt sich mit Hilfe von einander ausdrücken«.

In ihren späteren Gedichten verwendete sie äußere Systeme, z.B. die Acht in dem Langgedicht *Det/Es* (1969). In dem Langgedicht *Alfa/bet/Alphabet* (1981) war es das Alphabet und Fibonacci's mathematische Reihe: 1, 2, 3, 5, 8 usw., das heißt die beiden letzten Zahlen addiert ergeben die Nächste. Sie beendet das Gedicht mit dem Buchstaben n, in der Mathematik das Zeichen für »unendlich«. Sie wollte damals, dass ihr Schreiben so natürlich und organisch sei, wie wenn ein Baum Blätter hervorbringt, und sie wollte, dass das, was sie schreibt, eine Kombination sei aus ihr und der Welt, in diesem Falle also die Mathematik. Später war sie dahinter gekommen, dass Dinge in der Natur, in der Botanik, mit Fibonacci's Reihe übereinstimmen. *Sommerfugledalen/Schmetterlingstal* (1991) schrieb sie als Sonettenkranz, in dem die erste und die letzte Strophe ineinander gehen.

Neben Gedichten schrieb Inger Christensen Essays und Romane wie *Das Gemalte Zimmer* (1976, nach Andrea Mantegnas camera picta in Mantua), Hörspiele und Theaterstücke.

Man kann das Werk Inger Christensens als ein organisches Ganzes betrachten, in dessen Anfängen bereits das Spätere zu finden ist. Sie ist der springende Punkt, der es zusammenhält.

Brigitte Espenlaub

Über Engel

GIORGIO AGAMBen: **Die Beamten des Himmels. Über Engel.** Verlag der Weltreligionen, Suhrkamp, Frankfurt/M. 2007, 153 Seiten, 15,80 EUR.

»Ich denke, nur wer sich mit dem metaphysischen, religiösen, theologischen Paradigma auseinandersetzt, erhält wirklich Zugang zur gegenwärtigen, auch politischen Situation.« Mit dieser Aussage von Giorgio Agamben wirbt der im Herbst 2007 neu gegründete Verlag der Weltreligionen im Suhrkamp Verlag für sein ambi-

tioniertes Projekt, neu übersetzte Quellentexte der Weisheitsschriften, Einführungen und Essaybände zu den Religionen in Geschichte und Gegenwart (etwa 20 Bänden pro Jahr) herauszugeben. Dass es sich nicht bloß um eine Aufräumarbeit im Sinne der Aufklärung handelt, lässt sich aus dem Verlagsprogramm entnehmen. Da wird von der Tendenz gesprochen, dass wir, Menschen des 21. Jahrhunderts, die letzte Wirklichkeit »wieder dort zu suchen beginnen, wo ihre Ahnung niedergeschrieben steht, in den heiligen Büchern der Weltreligionen, in den Schriften der Weisen und Seher.« Unter den ersten Bänden der neuen Reihe legte der Verlag das Büchlein *Die Beamten des Himmels. Über Engel* von Giorgio Agamben vor. Wie schon der Titel verrät – und die einzelnen Kapitel wie »Engel im Außendienst« oder »Engel und Bürokraten« unterstreichen – nimmt sich Agamben vor, das Thema Engel mit einem etwas ungewöhnlichen Licht zu beleuchten.

Agamben zeigt, wie sich die Vorstellung von himmlischer und irdischer Führung im Laufe der Geschichte wechselseitig beeinflusst und bestimmt. Wörter, die wir heute aus der öffentlichen Verwaltung und Regierung kennen, finden nicht selten ihre erste Systematisierung in der Angelologie. Das Wort »Ministerium« (von ministrare = verwalten) wird zum Beispiel in seiner modernen Bedeutung (»die Gesamtheit der Beamten und Ämter«) erstmals vom heiligen Hieronymus verwendet, als er die Frage formuliert: »Wann hat Gott die Throne, Obrigkeiten, die Engel und das gesamte himmlische Ministerium ins Leben gerufen?« Oder mit direktem Bezug auf die Herrschaft (die ursprüngliche Bedeutung des Wortes »Hierarchie«) der Kirche formuliert Clemens von Alexandria: »Auch die hier auf der Erde in der Kirche vorhandenen Rangstufen von Bischöfen, Priestern und Diakonen sind gewissermaßen ein Abglanz der Hierarchie der Engel.«

Hier stehen also die himmlischen Hierarchien Modell für irdische Regierungsordnungen in Kirche und Staat. Die Beeinflussung geht aber auch in die andere Richtung, wie z. B. bei Tertullian, wo die Verwaltung der irdischen Monarchie das Muster für die englischen Ministerien wird. Die

himmlischen Boten werden hier nach Aufgaben und Ämtern angeordnet, die deutliche Spuren der irdischen Verwaltung tragen. Die irdischen Beamten nehmen ihrerseits Züge der Engel an und werden mit Kräften ausgestattet, zu läutern, zu erleuchten und zu vervollkommen. Kafka hat diese Wesensgleichheit von Engeln und Bürokraten gesehen, »als er seine Beamten, Boten und Gehilfen als verkleidete Engel auftreten ließ.« Diese Zweideutigkeit von Angelologie und Bürokratie, die bis in die Gegenwart das Verhältnis zwischen weltlicher und geistiger Macht geprägt hat, gelte es nach Agamben zu durchschauen und wenn möglich zu unterbrechen und aufzulösen. »Jedoch nicht, um in ein übergeschichtliches Jenseits zu gelangen, sondern ins Zentrum der Gegenwart selbst.«

Die von Agamben angelegte Perspektive ist anregend, da sie viele, auch grundsätzliche, Fragen zum Thema Engel in Bezug zu Geschichte und Bewusstseinsentwicklung aufwirft. Andererseits liest sich der Essay schwer, und die angehängten Texte der Angelologie des Thomas von Aquin stehen, wie manch anderes, zu unvermittelt da. Ein Grund ist sicher darin zu suchen, dass es sich um einen Vorabdruck eines Kapitels aus dem schon lange angekündigten Werk zur politischen Theologie *Die Macht und die Herrlichkeit* handelt. Auf dieses Buch können wir gespannt sein.

Johannes Nilo

Recht und Gerechtigkeit

GÜNTER HERRMANN: **Recht und Gerechtigkeit. Geisteswissenschaftliche Impulse für ein menschliches und gerechtes Zusammenleben.** Rudolf Steiner Verlag, Dornach 2007. 267 Seiten, 28 EUR.

Vor 7 Jahren hat Prof. Herrmann einen dicken Sammelband *Quellen für ein neues Rechtsleben und für eine menschliche Gesellschaft aus dem Werk Rudolf Steiners, Anthroposophie und Jurisprudenz* vorgelegt.

Nun wird diese umfassende und verdienstvolle Fleißarbeit ergänzt durch eine Betrachtung, die unser gesellschaftliches Leben heute in Bezie-

hung setzt zu den Aussagen Rudolf Steiners. Herrmann holt dazu weit aus, indem er auch die antike und moderne Rechtsgeschichte, soweit Kernfragen des Rechts und der Gerechtigkeit behandelt wurden, heranzieht und in ihrer Bedeutung kurz charakterisiert. So wird die abendländische Rechtsgeschichte gestreift und verdeutlicht, warum und wie sich Steiner von dieser Entwicklung absetzt bzw. unterscheidet. Steiner gibt unzählige Umschreibungen für das Recht, um zu zeigen, dass es nichts Statisches, Formal-Abstraktes ist, sondern »das Recht ist etwas, was als ein Ursprüngliches, als ein Elementares aus jeder Menschenbrust kommt« (1919). Da drängt sich rasch die Frage auf: Wie und wodurch wird das Rechtsgefühl in den Menschen geformt? Sicherlich durch das Elternhaus, die Schule und die weiteren Lebensumstände. Und doch ist das nicht alles! Wie komme ich zu einer Rechtsinspiration? Gibt es rechtsfreie Räume? Wie erklärt sich das merkwürdige Nebeneinander von wachsender Rechtsferne und Verrechtlichung im Lebensalltag?

Nach diesen grundsätzlichen Ausführungen folgt eine umfangreiche Darstellung, wie sich diese Ideen und Gedanken auf die verschiedenen Rechtsgebiete der menschlichen Gesellschaft auswirken, z. B. im Staat als Hauptträger einer Rechtsordnung. Ebenso wird erörtert, welche Aufgabe das Recht in einem Freien Geistesleben und im Wirtschaftsleben zu suchen hat. Einzelne Kapitel behandeln das Zivilrecht, Strafrecht und den Strafvollzug, die Rechtswissenschaft und die Juristenausbildung selber. Schließlich folgt noch ein überraschendes Abschlusskapitel über »Mathesis der Jurisprudenz«.

Herrmann gliedert seine Ausarbeitung prägnant und mit starker Binnendifferenzierung. Dies erleichtert das Wiederauffinden von Bezügen zu bestimmten gesellschaftlichen Problemfeldern, erschwert aber die flüssige Lesbarkeit der Arbeit. Durch die Wiedergabe unzähliger Fundstellen im Werk Steiners und aus der rechtswissenschaftlichen Literatur gibt die Arbeit tiefe Einblicke in die augenblickliche Lage der Rechtswissenschaft. Dabei hat Herrmann einen nicht unbedeutenden Autor, Prof. Ernst von Hippel, übersehen. Seine frühere berufliche

Tätigkeit bei Rundfunk und Fernsehen kommt klar zum Ausdruck bei Themen wie Medienrecht und Persönlichkeitsschutz.

Insgesamt eine Arbeit, die Orientierung ermöglicht und hoffentlich die Arbeit der Juristen befruchtet.

Götz Bauer

Intuition und Intellekt

ANDREAS GEYER: **Friedrich Georg Jünger. Werk und Leben.** Karolinger Verlag, Wien und Leipzig 2007, 319 Seiten, 26 EUR.

»Teilnahme und Beteiligung waren mir nicht möglich«, schrieb Friedrich Georg Jünger über sein Verhältnis zur Hitlerdiktatur: »Wenn du nicht vor Begeisterung dampfst, bist du schon verloren. Sei dem, wie ihm sei, du lebst im Kollektiv und hast, wenn du kein Begeisterter bist, nur zwei Möglichkeiten: du musst dich in ihm verstecken oder auswandern«.

Auf den ersten Blick mag diese Einstellung verwundern, vor allem wenn man die zum Teil aggressiven bündischen Polemiken des jungen Friedrich Georg Jünger in den 1920er Jahren bedenkt. Andreas Geyer hat in der vorliegenden Monographie erstmals »Werk und Leben« von Friedrich Georg Jünger gründlich analysiert und klärt unter anderem auch diesen scheinbaren Widerspruch in der Werk- und Wirkungsgeschichte Jüngers auf. So zeigt Geyer eine lebenslängliche Dichotomie in Jüngers Denken auf, welche sich in den 1920er Jahren in den Begriffen »Blut und Geist« finden lässt und noch in den letzten Veröffentlichungen Jüngers im Begriffspaar »Intuition und Intellekt« seinen intensiven Ausdruck findet.

Es gelingt dem Biographen Andreas Geyer, in einem diachronen Darstellungsverlauf ein schöpferisches Dichterleben darzustellen, das in seinem schillernden Wechsel von Positionen immer wieder für Irritationen gesorgt hatte. Ähnlich wie sein weit bekannterer älterer Bruder Ernst (1895-1998) war auch Friedrich Georg Jünger (1898-1977) in den 1920er Jahren durch straff germanische Publikationen aufgefallen. Die wuchtigen Erlebnisse des Ersten Weltkriegs

konnte der kriegsversehrte Friedrich Georg ebenso wie sein Bruder Ernst nicht einfach abstreifen. Die Fronterlebnisse waren zum Teil verherrlichender oder zumindest existentieller Betrachtung unterworfen – die verbürgerlichte Weimarer Demokratie konnte dagegen nebst Hohn höchstens noch Spott ernten.

Als die Nationalsozialisten 1933 die Macht übernahmen, zogen sich Friedrich Georg wie auch Ernst Jünger, mit dem er lebenslang eng verbunden war, in die Provinz zurück. In Ernst Jüngers Berliner Wohnung hatten Durchsuchungen der Gestapo stattgefunden und als der Traditionsverband ihres Regiments damit beginnt, jüdische Mitglieder zu verstoßen, treten die Brüder Jünger, beide hochdekorierte und überzeugte Soldaten, unverzüglich aus.

Friedrich Georg Jünger veröffentlicht bis 1945 kaum mehr Prosa und keine Pamphlete mehr, sondern vornehmlich Gedichte. Wirkungsgeschichtlich ist jene Anmerkung von Thomas Mann in seinem Tagebuch vom 30. November 1934 bedeutsam geworden, in welcher er davon berichtet, welchen Eindrucks das Gedicht *Der Mohn* von Friedrich Georg Jünger auf ihn gemacht hatte. Ein Gedicht, so Thomas Mann »von fabelhafter Aggressivität gegen die Macht-haber, das ich, als die Meinen vom Theater zurückgekehrt waren, ihnen beim Abendessen zu allgemeinem Erstaunen vorlas«. Ein Gedicht, entstanden und veröffentlicht in der Höhle des Löwen!

Nach dem Krieg kreuzen sich die Wege Friedrich Georg Jüngers mit so unterschiedlichen Persönlichkeiten wie unter anderem dem Physiker Werner Heisenberg oder dem Philosophen Martin Heidegger. Gerade Heidegger war von

Jüngers Skepsis angesichts einer ungehindert fortschreitenden Technisierung des individuellen wie gesellschaftlichen Lebens stark beeindruckt, ja im eigenen Denken beeinflusst. Der Nationalsozialismus bildete für Jünger eine besonders ausgeprägte Form des zügellosen Utilitarismus, der mit dem Untergang des Regimes aber nicht beseitigt war. In seinem Vortrag *Sprache und Denken* aus dem Jahr 1962 verbindet Jünger in seinem Ansatz zum pädagogischen Umdenken die Besinnung auf die sprachliche Ausbildung mit einer Erweiterung des Lernens: »Wichtiger als alle Wissensvermittlung ist heute, dass ein Kind dazu erzogen wird, Achtung vor einer Blume, einem alten Baum, einem alten Menschen zu haben, dass es Achtung vor den Dingen hat, die es umgeben. In dieser Achtung liegt das Schonen«.

Zum Ende seines Lebens widmet Jünger seine Schaffenskraft dem ehrgeizigen Projekt der Zeitschrift *Scheidewege. Vierteljahresschrift für skeptisches Denken*, die er zusammen mit Max Himmelheber herausgibt, aber auch mit Texten beliefert. Die erste Nummer erschien 1970. Andreas Geyer arbeitet zu Gedankengängen im Zusammenhang mit Stichworten wie »Kapital«, »Geldverkehr«, aber auch »Raubbau« und »genetischer Code« eine inhaltliche Nähe zur kulturindustriellen Kritik der Frankfurter Schule heraus. Das »Fremde«, das sich in verschiedenen Facetten im Werke Jüngers über Jahrzehnte hinweg findet, hat seinen ursprünglichen Charakter im Sinne eines oft feindlichen Gegenübers verloren. Es findet sich, nach einem widersprüchlichen und spannungsreichen Leben, schließlich in uns selbst wieder.

Volker Strebelt